

Zeitschrift: Scharotl / Radgenossenschaft der Landstrasse
Herausgeber: Radgenossenschaft der Landstrasse ; Verein Scharotl
Band: - (1983)
Heft: 17

Rubrik: Zigeuner in der Schweiz : Demütigung ohne Ende?

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WELTWOCHEN MAGAZIN

Nr. 41/13. Oktober 1982



Zigeuner in der Schweiz:

Demütigung ohne Ende?

Steinzeit der Gnade

Im Asylstaat Schweiz leben die Jenischen noch immer wie Flüchtlinge im eigenen Land – ein Report von Alfred A. Häslar.



Leben am Rande der Gesellschaft: In Wohnungen unbellebt, von Plätzen vertrieben. Bürger dieses Landes, geächtet seit Jahrhunderten

Es ist immer wieder die Frage des nichtsahnenden – oder nichts sehen und hören wollenden – «Normalen»: «Das darf doch nicht wahr sein! Das kann es doch nicht geben im Lande Pestalozzis und des Roten Kreuzes und der weltweit gerühmten Humanität!» «Ihr habt mich bestraft, noch ehe ich zu leben begann, ihr habt mich während Jahren langsam verkrüppelt. Ich war kein liebes, sanftes Kind, doch ihr habt mir

keine Chance gegeben, ihr habt mir keine Wahl gelassen ...»

Und: «Ihr Mörder, ihr Mörder, ihr habt Silvia umgebracht als Strafe für eine Geburt, für die sie nichts konnte, als Strafe für ihre einsame Kindheit, als Strafe für die vielen, vielen Verletzungen, die aus Silvia ein verlogenes, diebisches, verschlossenes, verschüchtertes, verängstigtes Mädchen gemacht haben. Ihr habt sie getötet, statt ihr zu helfen, mit eurer verdammten Wissenschaft habt ihr sie getötet. Hätte sich Silvia damals in der Anstalt «Waldheim» nicht gewehrt, ihr hättet aus ihr eine Chronische ge-

macht, reif für die Abteilung 7, hätte sie sich nicht gewehrt mit ihrem Kollaps, der euch endlich etwas Angst einjagte, ihr hättet sie ausgeschlachtet, hättet euch an ihrem Leiden über Jahre wissenschaftlich geweidet, hättet geil nach jedem ihrer «verrückten» Worte gegriffen, sie verwendet als Zielscheibe eurer wissenschaftlichen Quälereien ... Und später hättet ihr Silvias gesammelte Schreie zwischen zwei Buchdeckel geklemmt als Lehrstoff für neue angehende weisse Bestien.»

Nein, das kann nicht wahr sein. So nicht. Das müssen die Phantasien einer überge-

**Alfred A. Häsler über die Behandlung
der Jenischen in der Schweiz**

STEINZEIT DER GNADE

In Oberwil BL bewilligt die Gemeindeversammlung mit grosser Mehrheit einer Familie ehemals Fahrender – die Mutter ist invalid –, in Wohnwagen zu leben. Sieben Einwohner reichen dagegen Beschwerde ein wegen des «unerfreulichen Anblicks», der eine «ideelle Immission» bedeute. Das Verwaltungsgericht schützt die Beschwerde.

In Zürich und im bernischen Ipsach werden Zigeuner mit massiven Polizeieinsätzen weggewiesen.

Im Kanton Nidwalden spricht das Polizeikommando von einer «wahren Invasion von fahrendem Volk» und warnt die Bevölkerung, mit diesen Leuten Geschäfte zu tätigen.

Einige von mehreren Fällen dieses Sommers, die zeigen, dass die Minderheit der Fahrenden in der Schweiz nach wie vor wie Flüchtlinge im eigenen Land behandelt werden.

Fotos: Verena Eggmann

schnappten Frau sein – zugegeben: einer Frau, die als Mädchen Schlimmes erlebt, erlitten, durchgemacht hat, die gedemütigt, geschlagen, verachtet, nie geliebt wurde und damit nicht fertig geworden ist. Das gibt's. Sicher. Einzelfälle. Nicht typisch. Ein Roman übrigens. Da ist bekanntlich alles erlaubt. Dichterische Freiheit. Nicht zum Nennwert zu nehmen. Durchsetzt mit offenbar Dokumentarischem. Die Mutter Silvias hat man, kaum war sie fünf Jahre alt, aus dem Wagen der fahrenden Eltern geholt. Für die Sesshaften «war das Zigeunerleben nicht lustig, sondern asozial

und gesellschaftsgefährdend». Und deshalb hat man die Kinder der Fahrenden einem Hilfswerk übergeben und sie «betreut» und bevormundet, bis – zum Beispiel – diese Mutter an einer paranoiden Schizophrenie erkrankt und von einer psychiatrischen Klinik zur andern geschoben und mit Schlaf- und Insulinkuren und Elektroschocks behandelt worden ist. Jetzt sei sie bei den Chronischkranken der Klinik «Friedheim».

Das wird stimmen. Und die Vergewaltigung des Mädchens Silvia wird auch stimmen... Und das Intermezzo damals am

St.-Nikolaus-Tag, als der Schmutzli die kleine Silvia in den grossen braunen Jutesack steckte, weil sie ihr Verslein nicht auf-sagen konnte oder wollte, das war doch nur ein Spass, ein schlechter Traum. Natürlich hat Silvia damals in Todesangst aus dem dunklen Sack geschrien: «Silvia will lieb sein, will liebsein, willliebsein.» Gewiss war Silvia, als man sie aus dem Jutesack herausliess, starr und steif wie ein Brett. Aber muss man deswegen nächtelang schreien? Ist das nicht ein weiterer Beweis, dass das Kind nicht normal ist?

So ist es. Der Direktor einer psychiatri-



Die Kindheit ihrer Eltern war gezeichnet von Rechtlosigkeit, Demütigung und Prügeln. Gegenwart und Zukunft der Jungen sind nach wie vor

schen Klinik, der Silvia einer Gruppe von Lernschwestern vorführt, bestätigt es: «Hier sehen Sie ein Sippenmitglied jener Vagantengruppe, anhand von deren Geschichte ich euch die Vererbungslehre veranschaulicht habe. Dieses Sippenmitglied ist die dritte Generation Geisteskranker, die jene Vagantengruppe erzeugt.»

Was kann Silvia dagegen sagen? Sie redet sich selber ein: «Du bist wie deine Mutter, Silvia, du bist ver-rückt, verrückt wie jenes Monstrum, das dich geboren hat, du bist ver-rückt, Silvia, verloren in einer Ver-rücktheit, die du selbst nicht verstehst.» Und ein anderer Psychiater macht es aktenkundig: «Aktennummer X ist erblich belastet, schwererziehbar, sittlich verwahrlost, neigt zu Lügen, leidet an starker Selbstüberschätzung, zeigt starke verschlagene, diebische Züge. Die Melancholie zieht sich wie ein roter Faden durch ihr Leben.»

Schwarz auf weiss und unterschriftlich beglaubigt: verdammt, ver-rückt zu sein in alle Ewigkeit. Eingemauert in diesem ver-rückten Erbe der «Vagantengruppe», ohne Chance, je entfliehen zu können.

Bis Silvia sich in jenen Kollaps rettet, der den Ärzten angst macht. Und bis aus der kleinen Silvia, der die Autoritäten gnädig, mitleidlos und unnahbar entrückt immer wieder die Frage stellen, wo sie denn der Schuh drücke («Es waren nie die Schuhe, es war das Herz. Und mein getretenes Herz hatte keine Stimme mehr»), und der mit pädagogischer Penetranz eingehämmert wird: «Silvia, du musst lernen, gegen dich zu kämpfen» – bis also aus dieser kleinen, gehorsamswilligen und erfolglosen Silvia die grosse Silvana wird, die ihr Elend, all die körperlichen und seelischen Torturen, die Elektroschocks und die Medikamente und die geuchelte «Betreuung» in die

Welt hinaus und ihren Peinigern ins Gesicht schreit. «Silvana ist Schrei.»

Dies also die Geschichte der Silvia-Silvana, die Mariella Mehr in ihrem Roman «Steinzeit» (Zytglogge-Verlag, Bern) schildert. Ein autobiographischer Roman. Und da eben setzen wir «Normalen» die Fragezeichen hin. Zugebend, dass die Roman-«Heldin» das subjektiv so empfunden haben mag. Aber die Geschichte ist mindestens einseitig, *muss* einseitig, vielleicht sogar teilweise erfunden sein. Wir sind ein humanes Land. Das müssen wir gar nicht erst beweisen. Und Fehler gibt es überall. Vollkommen ist niemand. Wir sind alle Menschen. Und, bitte, nicht verallgemeinern.

Nein. Aber dann gibt es da die Geschichte der Margrit Schneider, die jetzt mit ihrem Sohn und ihrer Tochter im basellandschaftlichen Oberwil wieder im Wohnwa-



ingewiss

gen lebt, weil sie es in festen Wohnungen nicht mehr ausgehalten haben. Margrit Schneider ist im Korberwagen geboren worden. Im Freiburgischen, wo die Eltern gerade weilten. Als Margrit fünf Jahre alt war, wurden sie und ihr Bruder den Eltern weggenommen. Sie kamen zu geachteten Bauersleuten, die einer freikirchlichen Glaubensgemeinschaft angehörten. Wenn sie Prügel bekamen, mussten sie sich ausziehen, aufs Bett legen und dann die Strafe der Pflegeeltern über sich ergehen lassen. Anschliessend mussten sie Gott danken, dass sie bei so pflichtbewussten Leuten aufwachsen durften. Wenn sie sich an den Vor mund wandten, wurden sie in die Schranken gewiesen. Kinder von Jenischen lügen. Das weiss man. Fromme Sesshafte lügen nicht, und sie wissen, was sie tun. Arbeiten und beten und Strafe empfangen. Die Erziehung zu angepassten Bürgern dauerte elf

Jahre. Das Ergebnis bei Margrit Schneider unter anderem: unbehandelte Schädelbrüche und Rückenverletzungen, sichtbar auch auf den Röntgenbildern. Nach der Schule Beginn einer Gärtnerlehre – bis Margrit im Schuppen einen Erhängten findet. Sie läuft davon. Dann Haushaltjahr, wiederum in einer Gärtnerei. Dann Verkäuferin in einer Bäckerei. Heirat. Drei Kinder. Scheidung nach zwanzig Jahren. Arbeitsunfähigkeit wegen der dauernden Folgen der Verletzungen bei dem Bauern-Ehepaar und einer Angina pectoris. Invalidenrente. Der Bruder vor Jahren in einer Munitionsfabrik tödlich verunglückt.

Wohnwagen-Camp: «Ideelle Immission»

Jetzt also mit Tochter und Sohn im Wohnwagen. Um die dreissig Gemeinden haben sie angeschrieben, mit der Bitte, einen Platz zur Verfügung zu stellen. Einzig Oberwil BL hat positiv geantwortet. Oberwil ist eine Vorortgemeinde Basels. Rasches Wachstum seit Kriegsende. Viele Angestellte der Basler Chemie wohnen dort. Hübsche Einfamilien- und Mehrfamilienhäuser. Guter Mittelstand.

Barbara Kornicker-Hirzel, Gemeinderätin in Oberwil: «Wir haben uns, als das Gesuch eintraf, erkundigt und gute Auskünfte über Frau Schneider und ihre Kinder erhalten. An einer Konsultativabstimmung sprach die überwältigende Mehrheit der Gemeindebürger sich dafür aus, der Familie einen Platz zur Verfügung zu stellen und dafür eine Ausnahmegewilligung zu erteilen. Sieben Anwohner erhoben Einspruch. Oberwil lehnte ab, ebenso der Regierungsrat Basel-Landschaft, an den die Beschwerde der Anwohner weitergezogen wurde. Das Verwaltungsgericht dagegen hat die Beschwerde gutgeheissen, mit drei gegen zwei Stimmen.»

Die Anstösser beschwerten sich über den «unerfreulichen Anblick eines Wohnwagen-Camps», der eine «ideelle Immission» darstelle. Die Auffassung der Gemeinde und des Regierungsrates, die Ausnahmegewilligung sei gerechtfertigt, weil sie «den Bedürfnissen einer gesellschaftlichen Minderheit Rechnung» trage und weil der vorgesehene Platz «zwischen Wald und Strasse und seine topographische Abgrenztheit gegenüber dem übrigen Wohngebiet geradezu ideal» sei, wird vom Verwaltungsgericht – mit Stichentscheid des amtierenden Präsidenten – unter den Tisch gewischt. Die «unzumutbare Härte», die eine Gutheissung der Beschwerde der Anstösser – deren Grundstücke übrigens in keinem Fall direkt an den «Wohnwagen-Platz» stossen – für die Jenischen-Familie bedeuten würde (Regierungsrat), mag das Verwaltungsgericht nicht als Grund für die Ausnahmegewilligung akzeptieren.

Die Gemeinde Oberwil will den Fall bis vor Bundesgericht bringen und gegebenenfalls die Wohnzonenordnung so ändern, dass Margrit Schneider und ihre Kinder bleiben und so wohnen können, wie es ihren traditionellen Bedürfnissen entspricht.

Menschlichkeit gegen Formal-Juristerei. Man ist versucht, an ein Wunder zu glauben.

Da ist die Geschichte der Frau B. Als kleines Mädchen wird sie den Eltern weggenommen. Das Kind kommt von einem Heim ins andere. Vierzehneinhalb Jahre ist sie alt, als sie zur «Erziehung» in die freiburgische Strafanstalt Bellechasse eingeliefert wird. Der Erfolg scheint den Erwartungen nicht entsprochen zu haben. Frau B. heiratet und bringt vier Kinder zur Welt – alle vier werden ihr weggenommen. Ohne Begründung und ohne sie anzuhören, wie es das Gesetz vorschreibt. Bei Fahrenden muss man es nicht so genau nehmen. Auf Umwegen erfährt Frau B. etwas über drei ihrer vier Kinder. Das vierte bleibt «verschollen».

«Warum habe ich keine Eltern und keine Verwandten, die sich um mich kümmern, mir ein Brieflein oder ein Paket schicken?» Auf diese Frage bekommt das Mädchen Esther zur Antwort: «Deine Eltern sind gestorben, Verwandte hast du keine.» Aber ihre Eltern leben, wie Esther mit 16 Jahren vernimmt. Wenn angesehene Sesshafte lügen, ist das eben etwas anderes. Sie tun es im Interesse ihrer Pfleglinge.

Esther flieht aus dem Heim. Die Polizei greift sie auf, bringt sie wieder ins Heim. Esther flieht wieder, wird erneut aufgegriffen. So geht das weiter: Fliehen, fangen, fliehen. Dann Einlieferung in die Frauenstrafanstalt Hindelbank. Esther ist noch nicht zwanzigjährig. Selbstmordversuch. Erkrankung. Spital. Flucht. Einfangen. Psychiatrische Klinik. Flucht. Und so weiter. Das endlose Spiel der Zerstörung und Selbstzerstörung. Ein Beispiel erblicher Belastung eines Sippenmitgliedes «jener Vagantengruppe». Da ist nichts zu machen. Man hat alles probiert, seit man Esther, sechs Monate alt, von der verderblichen Brust der fahrenden Mutter weggenommen hat...

Rassentheorie auf helvetisch

Eine diplomierte Betreuerin solcher Kinder von Jenischen schrieb einem Jungen, der statt am vorgeschriebenen Ort seine Ferien bei Verwandten verbringt, einen wütenden Brief: «Wer nicht hören will, muss fühlen! ... Wenn Du Dich anstrengst und rechte Arbeit leistest, wenn Du uns nicht mehr so dick anlügst und hintergehst, gibt es vielleicht noch einen erträglichen Ausweg für Dich! Du hast also die Wahl: entweder bis auf weiteres bei Herrn M. wacker



Die Geborgenheit der Jenischen: der Wagen

zu schaffen und Dich anständig zu verhalten – oder Einweisung in ein Heim bzw. in eine Erziehungsanstalt, wo es wohl gut und recht ist, wo es aber nur gehorchen und nochmals gehorchen heisst.»

Fast ein halbes Jahrhundert lang haben wir auf Ruhe und Ordnung und Gehorsam und Fleiss und Tüchtigkeit getrimmt. Schweizer es so gut gemeint mit den Fahrenden und uns redlich bemüht, ihnen beizubringen, dass Sesshaftigkeit, Ein- und Unterordnung Glück im Dies- und Seligkeit im Jenseits bedeuten. Seit Mitte der zwanziger Jahre haben wir an die 700 Kinder «gerettet». Viele mit bleibenden seelischen Verwundungen, entwurzelt, zerstört, nur noch nach innen schreiend. Unser Gewissen blieb unbelastet.

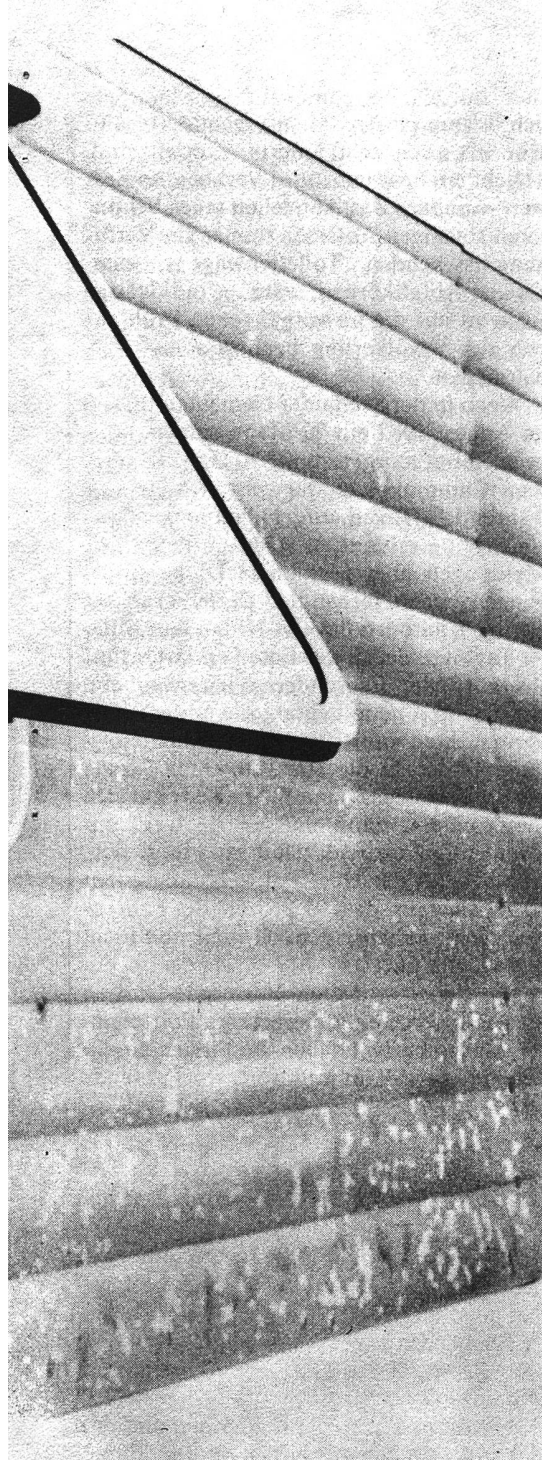
Im Bewusstsein der guten Tat schrieb der Leiter der grossangelegten Domestizierungs-Aktion anlässlich ihres zwanzigjähri-

gen Bestehens unter anderem: «Hundert Kinder sind sesshaft geworden, von weiteren hundert dürfen wir dasselbe erwarten. Eine leider nicht geringe Zahl von Unverbesserlichen oder Schwerbelasteten sind mit Hilfe der Behörden dauernd versorgt worden, so dass sie sich selbst und andern keinen Schaden mehr zufügen... Man muss eben schon sagen, dass manchmal das Holz auch gar zu morsch war und dass schon viel erreicht ist, wenn diese Leute keine neue Familie mehr gründen, sich nicht hemmungslos fortpflanzen und neue Generationen verwahrloster und anormalen Kinder auf die Welt stellen.» Rassen-theorie helvetisch: die Sesshaften als gesundes, die Fahrenden als morsches Holz. Die Gründungszeit des Sozialisierungswerks «Kinder der Landstrasse», so Mariella Mehr, «fällt mit dem aufkommenden Faschismus in Europa zusammen».

In einer juristischen Dissertation aus dem Jahre 1944, angenommen an einer Schweizer Universität («Die Bekämpfung des Landstreicher- und Landfahrrertums in der Schweiz»), ist unter anderem folgendes zu lesen: «Vom eugenischen Standpunkt aus betrachtet, ist es immer noch besser, wenn die Jenischen unter sich heiraten, damit ihre Erbanlagen nicht in die gesunden Teile der Bevölkerung verschleppt werden.» Und: «Mehr als einmal kam es vor, dass sich ein etwas leichtsinniger Bauernsohn in eine hübsche, schwarzäugige Jenische vergaffte, sie zur Frau nahm und erleben musste, wie ihm eine Vagantenbrut geboren wurde.»

Woher denn nur die «abverheiten» und idiotischen Kinder von Eltern kommen, die ihr blut- und bodenmässig gesundes und reines Ahnenerbe über Jahrhunderte zurück vorweisen können?

Als die moderne Kinderpsychologie ein-



wandfrei nachwies, «dass die Trennung des Kindes von der Mutter im frühesten Kindesalter als eine der Hauptursachen für später auftretende Erziehungs- und Anpassungsschwierigkeiten zu betrachten» sei und damit die pseudowissenschaftliche und rassistische Vererbungslehre entlarvte, mochte der Leiter des widerrechtlichen Kinderraubes diese Erkenntnis denn doch nicht annehmen, weil sonst «unsere Methode der Um- und Nacherziehung von Kindern des fahrenden Volkes von vornherein verfehlt, ja naturwidrig» wäre. Zwar gab er zu, dass mit «einem ... nicht unerheblichen Prozentsatz von Kindern» zu rechnen sei, «deren besonders empfindsame Seele das Trauma der Trennung nicht zu überwinden» vermöge, und dass also «bei dem einen oder andern unserer Schützlinge (!) die unvorbereitete Trennung von der Familie so sehr schockartig gewirkt haben»

möge, «dass sie ein ganzes Leben hindurch nicht überwunden» werde. Da jedoch die «Liebe der fahrenden Mütter meist nur animalisch» sei, stellte der Stiefvater der «Kinder der Landstrasse» die Frage, «was denn letzten Endes wünschenswerter sei, ein anscheinend seelisch gesunder (sie sind es nach unsern Beobachtungen fast alle nicht!) Rechtsbrecher, Trinker und Müssiggänger oder ein in irgendeiner Hinsicht etwas sonderbarer, aber im allgemeinen rechtschaffener und tüchtiger Mensch». Die Frage enthält die Antwort.

«Im Sinne einer absoluten Ausnahme»

Die Methode hiess: «Kinder des fahrenden Volkes aus der sie schwer gefährdenden Umwelt entfernen, in erzieherisch günstiges Erdreich verpflanzen und sie zur Sesshaftigkeit anhalten.» Schön gesagt. In der Zeitschrift «Schweizerisches Archiv für Volkskunde» wird kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges deutlicher ausgesprochen, um was es ging: «Heute ist es aus mit der Vagantenromantik. Heute haben wir wohl alle Kräfte anzuspannen, um unser liebes Schweizervolk gesund zu erhalten und solche gefährlichen Beulen zu lokalisieren, zu lindern und wenn möglich auszumerzen.»

An dieser «Ausmerzung» haben wir während des Zweiten Weltkrieges mindestens indirekt wacker teilgenommen, indem wir um ihr Leben rennende Zigeuner an den Grenzen rücksichtslos zurückwiesen und damit den Schergen Hitlers auslieferten. Endstation Auschwitz oder Majdanek. Hauptsache, dass «unser liebes Schweizervolk gesund ... erhalten» blieb.

Es ist weitgehend dem «Beobachter», dem Schriftsteller Sergius Golowin und dem erstarkenden Selbstbewusstsein der Fahrenden zu verdanken, dass diese fatale Verpflanzungsaktion in «erzieherisch günstiges Erdreich» 1973 eingestellt werden musste. An immer neuen Tragödien von gewaltsam und widerrechtlich getrennten Eltern und Kindern erhellte der «Beobachter» die brutale und grausame Wirklichkeit hinter der heuchlerischen Fassade der Humanität.

Die Folgen wirken weiter, bei denen, die sich gegen die Dressur wehrten, und bei den andern, die sich anpassten – und doch nicht ganz angenommen werden von den Sesshaften. Den ersten bleiben die Narben der ihnen zugefügten Verstümmelungen, das Misstrauen, Wut, Zorn und Trauer um die gestohlene Jugend, über alle erfahrenen Demütigungen. Die Angepassten werden von der Angst umgetrieben, immer wieder entdeckt und dann doch verachtet zu werden von den Gerechten. Manche sind von Selbsthass erfüllt, schämen sich ihrer Vergangenheit, ohne sie je ganz loszuwerden.

Die Tradition der Verachtung und Verfolgung der jenischen Minderheit wirkt nach. Mehr: Sie ist, wenn auch wohl in etwas subtileren Formen, Gegenwart. Nicht wenige Jenische, die noch echte Fahrende sind, wollten nicht mit uns sprechen oder dann nur mit der Zusicherung, ihre Namen und ihren gegenwärtigen Standort nicht zu nennen. Eine Korberfamilie, die noch mit Ross und Wagen unterwegs ist und zurzeit auf einem Platz lagert, auf dem sie sich wohl fühlt und wo sie niemanden stört, wird von der – berechtigten – Angst verfolgt, wieder einmal vertrieben zu werden, wenn sie «in der Zeitung» stünde.

Mit Verbitterung sprechen Angelo und Irma W. von ihren Erfahrungen mit Behörden und nichtbehördlichen Sesshaften. In St. Gallen, wo Angelo als eines von 18 Kindern in einer Baracke geboren worden ist und wo er mit seiner Frau und den fünf Kindern bis vor wenigen Jahren festen Wohnsitz hatte, ist er von Nachbarn und Behörden wegeschikaniert worden.

Irma W.: «Sobald die Leute wissen, dass wir Jenische sind, fängt das Schikanieren an. Auch die Kinder haben darunter zu leiden. Es war nicht mehr zum Aushalten.» So zog die Familie W. von einem festen Wohnsitz in Wohnwagen um. Nun ging die Standplatzfrage los. «Im Sinne einer absoluten Ausnahme» gestattete der Gemeinderat einer St. Galler Kurortgemeinde den Fahrenden, ihre Wohnwagen auf dem Areal «unserer Mosterei ... abzustellen». Aber «bereits heute» machte der Gemeinderat Angelo W. «darauf aufmerksam, dass die Ihnen erteilte Bewilligung aus einem einmaligen Entgegenkommen entsprungen ist und demzufolge eine solche im kommenden Jahr nicht mehr erteilt wird».

Pestalozzi sprach einmal vom «Mistloch der Gnade».

«Eine wahre Invasion von fahrendem Volk»

Jetzt sucht Familie W. in der Stadt Zürich einen festen Standplatz für ihre Wohnwagen, weil sie möchte, dass ihre Kinder, soweit sie noch schulpflichtig sind, regelmässig zur Schule gehen – und weil im Gegensatz zu andern Orten die Kinder hier in der Schule gut behandelt werden. Aber als der «Beobachter» sich bei der Präsidialabteilung der Stadt für die Bitte der Fahrenden einsetzte, erhielt er zur Antwort, dass die Stadt zwar zwei grössere Plätze für Wohnwagen geschaffen habe, «einen für durchreisende Artisten, die in Zürich auftreten, und einen für Schausteller ... Diese Plätze stehen aber Jenischen nicht zur Verfügung, da diese ja weder für Ferien noch als Schausteller oder Artisten in unsere Stadt kommen.»

Seit etwa zwei Jahren liegt ein Postulat der früheren Landesring-Gemeinderätin

Silvia Römer beim Zürcher Stadtrat, in dem sie ihn ersucht, Aufenthaltsplätze für Fahrende zur Verfügung zu stellen. Silvia Römer stösst bei der Liegenschaftenverwaltung durchaus auf Verständnis, und auch im Stadtrat selbst scheint die Einsicht zu wachsen, dass Zürich etwas mehr Aufgeschlossenheit zeigen könnte, als es bisher der Fall war. So ist der massive Polizeieinsatz, mit dem ausländische Zigeuner vergangenen Sommer aus der Stadt weggejagt worden sind, kein Ruhmesblatt und stellt ihrer vielgerühmten Liberalität ein schlechtes Zeugnis aus. Was in Bern und Biel seit Jahren möglich ist, dass nämlich diese beiden Städte den Fahrenden je einen festen Standplatz zur Verfügung stellen und jetzt dran sind, noch günstigere Plätze freizumachen, das sollte in Zürich doch wohl auch denkbar sein.

Gewiss ist es nicht immer leicht, das Misstrauen der Jenischen abzubauen. Angehörige einer Minderheit, die durch viele Jahrhunderte hindurch wie Parias behandelt worden sind und denen man im 20. Jahrhundert nach Christi Geburt während 50 Jahren die Kinder weggenommen hat – kaum im «Namen Gottes des Allmächtigen», wie es in der Präambel unserer Bundesverfassung heisst –, tragen fast notwendigerweise seelische Verletzungen davon, die erst nach Generationen verschwinden dürften. Irma W. gehört zu jenen, die als Kind von den Eltern getrennt worden sind. Sie hat eine schwere Operation hinter und eine ungewisse Zukunft vor sich. Vierzig Jahre Leiderfahrung können weder Angelo noch Irma W. von einem Tag auf den andern abschütteln.

Das gilt für Hunderte andere Jenische.

Wenn das Polizeikommando Nidwalden Anfang August 1982 in einer Mitteilung unter anderem schreibt: «In den letzten Tagen ist über die Innerschweiz und namentlich den Kanton Nidwalden eine wahre Invasion von «fahrendem Volk» hereingebrochen» und dann davor warnt, «mit diesen Leuten irgendwelche Geschäfte zu tätigen», wenn diese Mitteilung unter dem Titel ««Fahrendes Volk» sucht Nidwalden heim» in der Presse in einem Kasten veröffentlicht wird, wird das diskriminierende Vorurteil gegen eine ganze Minderheit amtlich bestätigt.

«Saubere, nette und ehrliche Leute»

Wenn die Burgdorfer Behörden im Juli 1982 auf einem Platz, wo bisher auch Fahrende campieren durften, ein generelles Campingverbot erlassen, weil Zigeuner zu Reklamationen der Anwohner Anlass gegeben hätten, dann handelt es sich da, wie der Burgdorfer Bürger G. A. Seewer im «Burgdorfer Tagblatt» schreibt, um «eine viel zu wenig überlegte Kurzschlusshandlung», die wohl auch damit zusammenhängt, dass die Fahrenden in der Vergangenheit – und auch heute noch – als «unehr-

lich verschrien, möglichst gemieden und sehr oft auch schikaniert» worden sind. «Nicht ein beschämendes Verbot», so Seewer, «sondern das Aufstellen eines bei unseren sonstigen Anlässen immer zur Verfügung stehenden Toilettenwagens, samt einigen Abfallkörben, wäre ... die richtige Antwort auf die im vergangenen Frühjahr von der Bevölkerung beanstandeten Verhältnisse.»

Wenn in der Seeländer Gemeinde Ipsach im August 1982 ein 20 Mann starkes Polizeiaufgebot morgens um 7.30 Uhr Zigeuner vom Campingplatz wegweist, wo sie sich während 14 Tagen aufgehalten haben, und gleichzeitig mitteilt, es seien in dieser Zeit Meldungen über gestohlene Dinge eingegangen; wenn ferner der Bezirkschef der Berner Kantonspolizei in Nidau laut «Bieler Tagblatt/Seeländer Bote» erklärt, «fünf Prozent» der Fahrenden seien «saubere, ehrliche und nette Leute», die andern aber verursachten «nur Unannehmlichkeiten» – dann findet da die alte Intoleranz («zwei bis drei Tage lässt man ihnen Zeit, um sich auszuruhen», dann müssen sie weg) unzweideutig Ausdruck. Und man fragt sich, woher denn der Herr Polizeikommandant so genau weiss, dass 95 Prozent der Fahrenden nicht saubere, nicht ehrliche und nicht nette Leute sind.

Die tiefverwurzelten Vorurteile sind so alt wie im ganzen unberechtigt. Polizeiamter, die wir befragt haben, bestätigen durchgehend, dass dann und dort, wo Fahrende sich vorübergehend aufhalten, nicht mehr und jedenfalls nicht schwerere Diebstähle vorkommen als sonst.

Es gibt Anzeichen, dass eine allmähliche Bewusstseinsänderung gegenüber den Fahrenden sich vollzieht. Beim Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement ist seit Jahren eine Arbeitsgruppe tätig, in der Vertreter der Behörden und der Fahrenden nach Möglichkeiten suchen, den Jenischen ein Dasein zu gewährleisten, das menschenwürdig ist und der Menschenrechtskonvention des Europarates, die die Schweiz unterzeichnet hat, einigermaßen entspricht und das ihnen erlaubt, ihre eigenständige Kultur und Tradition zu erhalten.

Im Kanton Bern hat der Grosse Rat schon im November 1977 ein Postulat des damaligen Grossrates Sergius Golowin mit grosser Mehrheit erheblich erklärt, in dem konkrete Massnahmen im Interesse des fahrenden Volkes gefordert wurden. Eine darauf vom Regierungsrat eingesetzte Arbeitsgruppe unter der Leitung von Professor Aldo Zaugg, Erster Direktionssekretär der kantonalen Baudirektion, hat einen Bericht ausgearbeitet, der jetzt beim Regierungsrat liegt und dessen Empfehlungen alle Aussicht haben, verwirklicht zu werden. Die Empfehlungen lauten: 1. Geeignete und den neuzeitlichen Anforderungen entsprechende Standplätze als die in Bern und Biel bereits bestehenden; 2. persönliche und berufliche Förderung und bessere

medizinische Betreuung auf den Standplätzen während des Winteraufenthaltes; 3. Einrichtung von Durchgangsplätzen als Lagerstätten während der Wanderschaft und von Stützpunkten für die Erwerbstätigkeit der Fahrenden; 4. Erleichterung des Wandergewerbes und Abbau unnötiger Hindernisse in der Verwaltungspraxis (jetzt muss von jeder Gemeinde eine Bewilligung mit unterschiedlichen Gebühren eingeholt werden); 5. geeignetes Lehrmaterial für die Lehrerschaft, damit sie die Schuljugend über Eigenart und Kultur der Fahrenden unterrichten kann; 6. Pflege der Fahrenden-Kultur, Sammlung und Erforschung ihrer Zeugnisse und Zugänglichmachung für die gesamte Bevölkerung, Schaffung eines Kulturzentrums mit Museum als Fernziel; 7. Schaffung einer kantonalen Dienststelle für die Weiterbearbeitung der Probleme des fahrenden Volkes und für die Verwirklichung der vorgeschlagenen und weiterer Massnahmen; dazu eine staatliche Kommission, die dieser Dienststelle als beratendes Organ zur Seite steht.

Hoffnung auf Bundesrat Furgler

In der neuen Verfassung des Kantons Aargau lautet Art. 48: «Der Kanton kann in Zusammenarbeit mit den Gemeinden nichtsesshaften ethnischen Minderheiten geeignete Örtlichkeiten für einen befristeten Aufenthalt zur Verfügung stellen.» Ein erster Schritt in der richtigen Richtung, der vor allem dem unermüdlichen Einsatz eines Badener Apothekers, Mitglied des Verfassungsrates, zu verdanken ist.

Auch im Kanton Genf begegnen die Fahrenden einem sonst in eidgenössischen Landen noch unüblichen Verständnis. Die Regierung des Kantons Basel-Landschaft hat ebenfalls Sympathie für die Minderheit der Jenischen bewiesen. Sonst aber herrscht in dieser Beziehung noch weitherum «Steinzeit».

Hoffnung setzen die Fahrenden und ihre Freunde auf die Arbeitsgruppe im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement und auf Bundesrat Furgler. Sie begegnen dort jenem guten Willen und jener Einsicht, die die Voraussetzung zur anständigen Lösung ihrer Probleme sind. In ihrer «Radgenossenschaft der Landstrasse», der Interessengemeinschaft des fahrenden Volkes in der Schweiz, und in der von Jürg M. Häfeli lebendig redigierten Zeitschrift «Scharotl» haben sie sich ein Instrumentarium geschaffen, welches das Selbstbewusstsein der Jenischen stärkt und das Problembewusstsein der Sesshaften weckt und vertieft.

Das Problem jeder ethnischen, vor allem aber der jenischen Minderheit ist in Wirklichkeit das Problem der Mehrheit der Sesshaften. Nicht die Jenischen müssen ihr Verhalten ändern, sondern wir, die wir ihnen gegenüber schwer schuldig geworden sind.